

WEEKLY GHOST STORY



DIE GESCHICHTE VON
CLIFFORD HOUSE

Die Geschichte von Clifford House

Ich werde Ihnen nun, wie versprochen, diese Geschichte erzählen. Doch ich kann Ihnen kaum vermitteln, wie ungern ich meine Gedanken in die Zeit zurückwandern lasse, die ich in diesem Haus verbracht habe – meinem ersten Wohnsitz in der Stadt nach meiner Heirat.

Ich hatte mir so sehr gewünscht, im Frühjahr in die Stadt zu ziehen – vermutlich, weil ich meiner schönen, ländlichen Heimat überdrüssig geworden war. Ich war überdrüssig der weiten Rasenflächen und der stillen, spiegelglatten Teiche und Bäche, die von üppig blühenden Rhododendron gesäumt waren. Ich war überdrüssig der stillen, moosbewachsenen Alleen, die im flackernden Licht, das durch die hellgrünen Buchenblätter fiel, wunderschön aussahen. Ich war überdrüssig der Rosengärten mit grasbewachsenen Wegen, die übersät waren mit schalenartigen Blütenblättern in den Farben Weiß, Purpur, Rosa und Creme. Ich war überdrüssig der altmodischen Zimmer mit schmalen Sprossenfenstern, die von scharlachroter Japonica und duftendem, sternförmigem Jasmin umrankt waren.

Ich glaube, ich hatte all das satt. Ich bat George, sich nach einem schönen Haus in der Stadt für die Saison umzusehen.

George *kümmerte sich darum*, das heißt, er schrieb einen Brief nach meinem Diktat an einen Makler und antwortete auf eine Anzeige. Danach gähnte und grunzte er eine Woche lang über die *Langeweile der Sache*.

Natürlich musste ich ihn dazu bringen, mich in die Stadt, zum Makler und auch zu den Häusern zu begleiten. Er konnte rauchen und gähnen, so viel er wollte, denn ich war entschlossen, ein schönes Haus zu finden.

Wir hatten uns – George sagte vierzehn, aber es waren tatsächlich sieben oder acht – Häuser angesehen, bevor wir Clifford House sahen.

Ich hatte eine neue Immobilienagentur entdeckt und dies war das erste Haus, das uns gezeigt wurde – und das uns durch die begeisterten Lobeshymnen des Maklers auch ans Herz gelegt wurde. Es war zweifellos ein sehr schönes Haus, sowohl von außen als auch von innen. Es war groß, massiv gebaut und durch die Zeit angenehm dunkel getönt in Holz und Mauerwerk. Es war in einem ausgezeichneten Zustand und befand sich in einer Lage, die alle Wünsche erfüllte. Es gab weite, hohe Räume, Treppen und Treppenabsätze, ein schönes Esszimmer mit dunkelgrünen Samtvertäfelungen und Goldverzierungen, ein schönes Wohnzimmer mit hellcremefarbenen Vertäfelungen und Goldverzierungen, luftige Schlafzimmer und Ankleidezimmer – eines davon, das anscheinend zum Hauptschlafzimmer gehörte, mit einem riesigen Spiegel, der die gesamte Wand gegenüber der Tür zum Schlafzimmer einnahm.

»Was für ein schönes Ankleidezimmer!«, rief ich aus, da ich, wie ich gestehen muss, eine Schwäche für große, schöne Spiegel in den Räumen habe, in denen ich wohne. George sagt unverschämte Dinge darüber, dass ich »so viel wie möglich von mir selbst sehen möchte«. Ich weiß, dass

ich nicht groß, sondern eher zierlich bin, wie er höflich sagen würde, aber das ist nicht der Grund, warum ich große Spiegel mag.

Während ich diese Worte sprach, sah ich mich mechanisch nach dem Maklerangestellten um, der uns begleitet hatte: ein nervös wirkender kleiner Mann mit fahler Hautfarbe und orangefarbenem Haar, das ihm schüchtern an den Seiten des Gesichts herunterhing. Er war unermüdlich die Treppen hinauf- und hinuntergelaufen, hatte Türen aufgeschlossen, Fragen beantwortet und seit seinem Eintreten in das Haus ununterbrochen harmloses Geschwätz über die Schönheiten und Vorzüge der *Villa*, wie er sie nannte, von sich gegeben. Jetzt war er jedoch nirgends zu sehen.

»Welche Tür haben Sie geöffnet?«, fragte ich ihn laut, denn plötzlich strömte eine kalte Luftwelle die breite Treppe hinauf und in das Ankleidezimmer, sodass ich erschauerte.

»Keine Tür, gnädige Frau – wirklich keine!«, sagte der Angestellte und eilte zur Tür des Ankleidezimmers, ohne jedoch einzutreten. Sein Gesicht sah noch blasser aus als zuvor und seine Stimme klang fast erschrocken, was mich verwirrte.

Die Schatten des Nachmittags schienen tiefer zu werden. Der Anblick der Zimmerfluchten und der langen, stillen Korridore mit ihren angelehnten Türen erfüllte mich mit einem Gefühl trostloser Verlassenheit. Mit einem plötzlichen Gefühl kindlicher Angst und Einsamkeit eilte ich meinem

Mann hinterher, nahm seinen Arm, als er hastig die Treppe hinunterging.

»Eine geräumige, schöne Treppe, George?«, bemerkte ich.

»Ja, und eine geräumige, schöne Miete, da kannst du sicher sein«, antwortete George.

Aber in diesem Punkt war er außerordentlich überrascht, und ich freute mich mit ihm.

Die Miete betrug nur 150 Pfund pro Jahr, während unsere niedrigste Schätzung angesichts der Lage und des Aussehens des Hauses doppelt so hoch gewesen war.

»Wie günstig!«, flüsterte ich.

»Da muss irgendwo eine Schraube locker sein«, orakelte George.

Er wiederholte seine Meinung gegenüber dem Angestellten in einem sachlicheren Tonfall. Die Miete scheine niedrig zu sein, und er hoffe, es gäbe keine Besonderheiten.

»Abflüsse, Gas, Wasser, alles in Ordnung, Sir – so in Ordnung wie ein Dreifuß, Sir«, sagte der Angestellte und blickte dabei seltsam über seine Schulter. »Schornsteine, Lüftungsanlagen, Dach, Dachziegel – alles in perfektem Zustand und Ordnung, Sir!«

»Hm!«, sagte George mit einem Stirnrunzeln, das seine typisch britische Unzufriedenheit zum Ausdruck brachte.

»Unangenehme Nachbarn dann?«

Der kleine Angestellte hustete heftig und vergrub Nase und Augen in einem roten Baumwolltaschentuch.

»Nachbarn? Unangenehm, Sir? Ach, meine Güte! Entschuldigen Sie bitte, Sir, das war ein kleiner Hustenanfall.

Nein, wirklich nicht, Sir! Mrs. Carmichael ist eine sehr vornehme Dame, sehr reich, die Witwe des jungen Mr. William Carmichael. Sie wohnt direkt gegenüber. Mrs. Broadleigh, die alte Dame, wohnt zwei Häuser weiter. Sir Thomas ...«

»Oh, sehr gut!«, sagte George ungeduldig. »Komm, Helen.«

Dennoch war ich ziemlich überrascht, als ich sah, wie viele Gesichter sich an den Fenstern der Häuser unserer aristokratischen Nachbarn drängten. Mit welchem neugierigen Blicken sie unseren Auszug und unsere Abreise beobachteten! Als wären Besucher oder potenzielle Mieter für Clifford House tatsächlich etwas ganz Besonderes.

Aber ob wunderbar oder nicht, das Haus schien alles zu bieten, was wir uns wünschen konnten: Die niedrige Miete machte es zu einem echten Schnäppchen und die Saison schritt voran. Unsere niedrigen Zimmer auf dem Land wirkten nach diesen hohen, schönen Suiten eng, altmodisch und schäbig. Innerhalb von drei Wochen hatten riesige Möbelwagen und ein geschickter Polsterer unsere Stadtvilla vom Dachboden bis zum Keller mit Teppichen, Vorhängen und Möbeln ausgestattet. George und ich, unsere beiden Babys, eine Kinderfrau, zwei Dienstmädchen, eine Köchin und ein Butler waren im Clifford House eingezogen.

George war sehr großzügig, ja geradezu verschwenderisch, was den Komfort und das Vergnügen seiner Frau und seiner Kinder betraf. Mein Ankleidezimmer und das Kinderzimmer der Babys waren so luxuriös und geschmackvoll eingerichtet, dass ich beim ersten Anblick

selbstzufrieden war, eine so glückliche Frau zu sein, die ein solches Zuhause, solche Babys und einen solchen Ehemann hatte.

An diesem Abend machte ich mich fröhlich für das Abendessen fertig. Ich stand vor meinem prächtigen Spiegel, umgeben von den blauen Vorhängen, Kissen und Sofas meines Ankleidezimmers. Ich zog Georges Lieblingskleid an, ein bronzefarbenes, glänzendes Seidenkleid mit funkelnden Goldverzierungen. Er küsste mich immer, wenn er mich darin sah. Er streichelte meine braunen Locken und mein brünettes Gesicht und nannte mich »Maid Marian«. Ich stand immer noch vor dem Spiegel und lächelte mich an – die glückliche, dumme kleine Frau, die ich war –, als ich zu meiner Verlegenheit bemerkte, dass George in der Tür stand. Er beobachtete meine Handlungen und grinste deutlich unter seinem Schnurrbart.

»Bitte beachte mich nicht, meine Liebe! Aber wenn du fertig bist, Mrs. George Russell zu bewundern, wäre ich dir dankbar, wenn du mir Bescheid geben würdest.« Dann änderte er plötzlich seinen Tonfall und rief aus: »Hast du das Fenster offen, Helen, an diesem kühlen Abend?«

»Nein, George«, antwortete ich und warf einen Blick darauf, um mich zu vergewissern.

»Dann hat sich das Wetter geändert«, sagte mein Mann. »Komm, Helen, es hat keinen Sinn, dich noch hübscher zu machen!« Kaum hatte er die letzten Worte ausgesprochen, sah ich, wie er plötzlich zur Seite sprang und sich umschaute.

»Was ist los?«, fragte ich. »George, mein Lieber, was ist los?« Denn sein Gesicht war ganz blass geworden. Mit dem Rücken gegen die Wand lehnend, starrte er wild um sich. »Ich weiß nicht, Helen, irgendetwas ...«, stieß er leise hervor. Dann fasste er sich wieder und rief lachend: »Ich habe mich wohl an der Tür gestoßen! Man könnte meinen, ich bestünde aus altem Porzellan, Wachs oder Kandiszucker, so sehr hat es wehgetan und mich benommen gemacht!«

»Komm, mein Liebster.«

Ich hatte ihn beim Verlassen des Foyers beobachtet und wusste, dass er sich nicht gestoßen hatte. Ich hatte das ungute Gefühl, dass er mir etwas vorgaukeln wollte, um mich zu täuschen oder zu beruhigen. Warum? Warum dachte ich das? Ich kann beim besten Willen nicht sagen, warum ich das damals dachte – jetzt weiß ich es. Wir hatten die *Babys*, wie George sie immer nannte, zum Dessert dabei. Als die Kleinen im Bett waren, saßen wir nebeneinander in der Sommerdämmerung. Ich fächelte mir träge Luft zu und George beugte sich wie der liebende Ehemann, der er war, über mich. Dann wurden die Lampen angezündet und ich spielte für ihn. Wir sangen Duette und verbrachten einen glücklichen Abend in unserem neuen Zuhause, wie es sich ein Ehepaar nur wünschen kann. Ich kann nicht sagen, warum ich mich an diesem Abend so unwillig fühlte, nach oben zu gehen, obwohl ich müde war, denn wir hatten eine lange Reise hinter uns. Als es jedoch elf Uhr schlug, holte ich George aus dem Sessel, in dem er ein Nickerchen gemacht hatte. Nachdem ich nach meinem Zimmermädchen

geklingelt hatte, ging ich in mein Ankleidezimmer.

Ich mochte Gaslicht in meinem Ankleidezimmer, aber nicht in meinem Schlafzimmer. Die Kugellampen zu beiden Seiten des großen Spiegels strahlten hell. Als ich eintrat, sah ich im Spiegel das Spiegelbild einer Frau, aber nicht das meiner Zimmermagd. Ich erhaschte einen Blick auf eine große, kräftig gebaute Frau mit breiten Schultern, deren helles Haar ungeordnet über ihren Nacken fiel. Ich sah das Profil eines weißen, harten, männlichen Gesichts, dessen scharfe, funkelnde Augen wachsam zur Tür blickten.

Für den flüchtigen Blick, den ich erhaschte, mag das eine überaus detaillierte Beschreibung sein, aber es ist bekannt, mit welcher Blitzgeschwindigkeit die Sehorgane in Momenten des Schreckens und der Verwunderung Eindrücke an das erschrockene Gehirn weiterleiten – Eindrücke, die genau und unauslöschlich sind.

Ich hatte nur einen Schritt getan, als ich eintrat, da war die Gestalt auch schon verschwunden. Der Spiegel reflektierte nur mein eigenes, verängstigtes Gesicht und das fröhliche Gesicht meiner Zofe Harriet, die sich über den Frisiertisch beugte und ein Schmuckkästchen öffnete.

Ich ließ mich auf den nächsten Stuhl fallen und antwortete auf die besorgten Fragen des Mädchens, dass ich mich nicht sehr wohlfühle. Mir war übel, und ich zitterte am ganzen Leib.

Plötzlich dämmerte mir, dass ich aus einem ähnlichen Grund das blasse Gesicht meines Mannes und diesen seltsam

samen, entsetzten Ausdruck in seinen Augen sah. Er, der Soldat gewesen war und unerschrocken inmitten der Toten und Sterbenden auf blutigen, indianischen Schlachtfeldern gekämpft hatte, obwohl er damals noch fast ein Junge gewesen war! Was war das? Was hatte er gesehen? Unsinn! Sollte ich etwa glauben, ich hätte einen Geist gesehen? Unsinn, tausendmal Unsinn! Ich hörte die fröhliche Stimme meines Mannes, als er die Treppe hinaufstieg. Ziemlich wütend auf mich selbst, dass ich mich zu solcher Torheit hatte hinreißen lassen, zog ich meinen Morgenmantel über, schnappte mir Harriets Bürste, zog mir die Haare herunter und bürstete sie ziemlich heftig, bis mir der Kopf wehtat – zur Strafe.

Wenn das helle Morgenlicht die süßen Illusionen zerstreut, die sich über Nacht gebildet haben, wie die Leute sagen, dann zerstreut es auch die düsteren. Die Wärme und Helligkeit der wolkenlosen Sommersonne, die durch die sanft gefärbten Jalousien hereinströmte, brachte das samtige Grün der weichen, neuen Teppiche und Sofas, die Regenbogenfarben der glitzernden Kronleuchter, Vasen und Ornamente, die Vergoldungen auf der hellen, frischen Tapete sowie die makellosen Falten der schneeweißen Fenstervorhänge zur Geltung. Es war unmöglich, auch nur einen Augenblick lang etwas Dunkles oder Düsteres mit dem Clifford House in Verbindung zu bringen. Selbst mein Ankleidezimmer, in dem ich mich am vergangenen Abend so ungeschickt verhalten hatte, erinnerte mit seinen tiefviolett-blauen Vorhängen und den mit Rosen bemalten Porzel-

lanvasen, die mit Blumensträußen aus unserem Landhaus gefüllt waren, an eine Waldlaube.

Es duftete nach duftenden Geißblättern, halb geöffneten Moosrosen, herabhängenden smaragdgrünen Farnen und Unmengen von köstlichem Jasmin, dessen überblühte Blüten auf die weiße Toilettenabdeckung fielen, die mit Spitzenrüschen verziert und mit blauen Bändern gebunden war, wie Harriet es gerne hatte.

»Ich finde dieses Zimmer so bezaubernd und das ganze Haus so charmant, George!«, sagte ich. »Und du bist so ein lieber, aufmerksamer Schatz!« Denn ich hatte bemerkt, dass der liebe Kerl sein eigenes Halbfigurenporträt über meinem Schreibtisch aufgehängt hatte. Das war eine sehr angenehme Überraschung für mich, denn ich dachte, er wollte es im Esszimmer aufhängen. Ich freute mich, dass mich die lieben, freundlichen braunen Augen anblickten, wenn ich mit Schreiben oder Nähen beschäftigt war.

»Ich bin so froh, dass dir alles gefällt, Nellie«, sagte er.

»Warum, George, gefällt es dir denn nicht?«

Aber George war pfeifend davongegangen. Kurz darauf hörte ich lautes Babygelächter, Babygeplapper sowie das Stampfen und Trippeln kleiner, pummeliger Füße. George brachte das ordentliche Kinderzimmer mit seinem morgendlichen Herumtollen mit seinem Sohn und Erben sowie seiner rotwangigen kleinen Tochter in völlige Unordnung.

Es schien, als hätte ich geträumt, denn dieser Tag und viele weitere vergingen schnell und angenehm, ohne dass mich auch nur das geringste Ereignis an meine seltsame Be-

unruhigung in der Nacht unserer Ankunft erinnerte.

Wir waren etwa zwei Wochen im Clifford House, als ich eines Morgens Besuch von unserer Nachbarin gegenüber erhielt, der jungen Witwe Mrs. Carmichael. Sie war eine sehr hübsche, damenhafte Person. Da wir einige gemeinsame Bekannte hatten, unterhielten wir uns etwa eine halbe Stunde lang sehr ungezwungen und angenehm. Als sie sich zum Gehen erhob, fragte sie plötzlich, ob uns das Haus gefalle. Ich bejahte dies ziemlich enthusiastisch.

Sie stand gegenüber dem Licht und ich sah, wie sie unwillkürlich die Augenbrauen hob und die Lippen zusammenpresste. Das verwirrte mich. Ich nahm an, dass es daran lag, dass ich mich so begeistert geäußert hatte. Dabei war ihr Auftreten alles andere als träge, sondern sehr herzlich und entschlossen.

Nach einer kurzen Pause sagte sie: »Ja, es ist ein sehr schönes Haus, geräumig und gut gebaut.«

»Ich freue mich, dass es Ihnen gefällt – vielleicht werden wir dauerhafte Nachbarn.«

An diesem Abend gingen wir mit Freunden in der Seymour Street essen. Als wir gegen halb zwölf zurückkamen, schlich ich mich trotz Georges gähnender Proteste leise davon, um noch einen Blick auf meine Lieblinge zu werfen, bevor ich zu Bett ging.

Das Kinderzimmer war ein großer, gemütlicher Raum am Ende des langen Korridors, der von unseren Zimmern dorthin führte. Nachdem ich leise die Klinke gedrückt und mein raschelndes Seidenkleid um mich geschlungen hatte,

öffnete ich die Tür und trat ein. Das Nachtlicht brannte hell und beleuchtete sanft die winzigen Wiegen mit den süßen, geröteten Kindergesichtern, den langen, goldbraunen Wimpern, die auf den apfelblütenfarbenen Wangen mit den Grübchen lagen, den wachsartigen Händen und den kleinen, runden Armen, die über die zerzausten, goldenen Locken geworfen waren. Es herrschte eine himmlische Ruhe, und die kleinen, schlafenden Gestalten atmeten so rein und friedlich.

Ich fragte mich, ob irgendeine Mutter – egal, wie kalt und gleichgültig sie auch sein mag – es versäumt hätte, das zu tun, was ich tat. Ich beugte mich über meine Schätze und betete zu Gott, dass seine Engel über jedes Cherubköpfchen auf seinem kleinen, weichen, weißen Kissen wachen mögen.

Ich hatte sie angesehen und geküsst. Gerade wollte ich gehen, als mein Blick auf das Bett der Amme fiel.

»Geht es dir nicht gut, Mary? Was ist los?«, flüsterte ich besorgt.

Sie war eine sehr respektable und vertrauenswürdige Dienerin. Außerdem war sie eine freundliche und sanfte Person im Umgang mit den Kleinen, weshalb ich sie sehr schätzte. Aber ihre Gesundheit war nie besonders gut. Sie litt unter schweren Anfällen von nervösen Kopfschmerzen und Schlaflosigkeit. Sie saß im Bett, ihre Hände umklammerten die Bettdecke, ihr Gesicht und ihre Lippen waren aschfahl und ihre Augen starrten wild, als würden sie gleich aus den Höhlen springen.

»Mary! Um Himmels willen, was ist los?«, keuchte ich.

»Ma'am! Oh, Ma'am – oh, Herrin, ich sterbe!« Mit einem erstickten Schrei fiel das arme Mädchen zurück auf das Kissen, ihre Augen behielten ihren wilden Blick bei. Es dauerte nur wenige Augenblicke, die Glocken zu läuten, die Hausangestellten herbeizurufen, den Diener zum Arzt zu schicken und die schlafenden Kinder in mein eigenes Schlafzimmer zu bringen. Harriet und ich verabreichten Mary ein Stärkungsmittel und rieben ihre feuchten, kalten Hände, während sie halb bewusstlos war.

Ich konnte mir keinen Grund für ihre plötzliche Erkrankung vorstellen und die anderen Bediensteten waren sehr gesprächig mit Ausrufen und Klagen. Als der Arzt eintraf – ein blasser, freundlicher, ernst dreinblickender Mann – fragte er nach einer kurzen Untersuchung, ob sie sich erschreckt habe. Ich verneinte und wollte ihm gerade beschreiben, in welchem Zustand ich sie vorgefunden hatte, als ich hörte, wie das Hausmädchen und Harriet lebhaft miteinander flüsterten.

»Sie hat es getan!«

»Still!«

»Ich weiß, dass sie es getan hat!«

»Was ist los? Sprich sofort, mein gutes Mädchen!«, sagte der Arzt streng zu dem Hausmädchen. »Du weißt etwas darüber.«

Beide Dienstmädchen sahen George und mich besorgt an.

»Sprich sofort, Margaret! Das Leben des Mädchens könnte davon abhängen! Sag die Wahrheit, mein Mädchen, und

hab keine Angst«, sagte ihr Herr freundlich, aber bestimmt.

»Ich weiß nichts, Sir – wirklich nicht, Ma'am«, sagte Margaret verwirrt. »Aber ich glaube, Ma'am, sie hat den Geist gesehen, Sir!«

»Was?«, rief George wütend.

»Das hat sie, Sir!«, beharrte Margaret eifrig, nun, da sie ihr Geständnis gemacht hatte. »Wir haben alle Angst, Sir, aber ihr geht es schlechter als uns anderen. Und heute Morgen sagte sie zu mir: ›Margaret‹, sagte sie, ›wenn ich ihn sehe, sterbe ich!‹«

»Welchen Geist, du Närrin?«, rief George noch wütender. »Ihr seid ja ein hübscher Haufen! Große, erwachsene Männer und Frauen, die Angst vor einer Geistergeschichte haben, die ihr mit den Bediensteten auf der Terrasse gehört habt, nehme ich an!«

»Nein, wirklich nicht, Sir«, sagte Margaret. »Ich habe nicht geplaudert, Sir. Aber das Stubenmädchen von gegenüber ... Mrs. Carmichaels Stubenmädchen, Ma'am ... hat mir erzählt, dass da etwas ...«

»Das habe ich mir gedacht!«, unterbrach George sie. »Ihr solltet euch schämen, dass ihr nicht einen Funken Verstand habt.«

»Aber, Sir!«, platzte Margaret erneut heraus, ohne auf das wenig schmeichelhafte phrenologische Urteil ihres Herrn zu achten. »Es machte uns nichts aus, Sir, obwohl wir ein bisschen Angst hatten, bis wir es sahen, Sir! Der Butler sah es und rannte weg, ebenso die Köchin.«

»Und Sie rannten ihnen hinterher?«, sagte George mit em-

pörtem Lachen.

»Ja, Sir. Ich habe es auch gesehen: eine große Frau mit blonden Haaren, die ihr über die Schultern fielen«, flüsterte Margaret voller Ehrfurcht zu Harriet, die mit dem Kopf nickte.

Der Arzt blickte ernst und ohne ein Lächeln auf. Die Bediensteten drängten sich in der Nähe der Tür zusammen und murmelten leise. George sah mich mit einem gezwungenen Lächeln an, das jedoch sofort verschwand.

»Sie sind doch nicht so töricht, diesen Unsinn zu glauben, Helen?«, sagte er.

Die Bediensteten drehten sich alle gespannt um, um die Meinung ihrer Herrin zu hören. Ich fürchte, sie stand mir ins Gesicht geschrieben. War es wahr? War es das, was ich gesehen hatte? Konnte es wirklich wahr sein, dass sich in unserem angenehmen, glücklichen Zuhause, unter unserem Dach, wo unsere hilflosen Kleinen schliefen, eine schreckliche, unheilige Präsenz befand – ein schattenhafter Schrecken? War dieses Wesen mit den wachsamen, grausamen Augen nicht nur eine Vision meiner Fantasie gewesen, das bloße Produkt eines aktiven Gehirns und der überreizten Nerven eines übermüdeten Körpers?

»Oh! Sie haben sich, wage ich zu sagen, etwas aus den Geschichten, die Sie gehört haben, ausgemalt«, stammelte ich.

Der Butler schüttelte ernst den Kopf: »Ich könnte es schwören, gnädige Frau.«

»Das könnte ich auch, gnädige Frau!«, stimmten die Köchin und das Hausmädchen ein.

»Ruhe!«, befahl der Arzt, als die Amme endlich aus ihrer Benommenheit erwachte, still dalag, die Augen geschlossen, aus denen Tränen über ihr Gesicht liefen. »Jemand muss jetzt bei ihr bleiben«, sagte der Arzt und sah sich um.

»Ich werde es tun, Sir, wenn meine Herrin es mir erlaubt«, sagte Harriet.

»Gewiss, Harriet«, entgegnete ich sofort.

Er gab Harriet seine Anweisungen und verabschiedete sich mit dem Versprechen, am nächsten Morgen wiederzukommen.

»Haben Sie jemals von einer solchen Torheit gehört, Doktor?«, fragte George, als er dem Arzt am Treppenabsatz die Hand schüttelte.

»Oh ja, Sir, ich höre oft solche Geschichten«, murmelte der Arzt leise, als er uns beiden eine gute Nacht wünschte.

»George! Was hat das Mädchen erschreckt? Was hat sie gesehen?«, flüsterte ich und klammerte mich an den Arm meines Mannes.

»Nellie, geh ins Bett und sei nicht albern«, antwortete George.

»George, ich habe dieses Ding gesehen, diese Frau in meinem Ankleidezimmer«, sagte ich zitternd. »Und oh! Stell dir vor, die Kinder würden es sehen und sich wie die arme Mary erschrecken!«

»Nun, Helen«, sagte mein Mann scharf, »wenn du auf die abergläubischen Vorstellungen unwissender Diensthofen hörst und aus unserem Haus fliehst, nur weil eine kränkliche Frau beim Hören einer Geistergeschichte in Ohnmacht

gefallen ist, dann sage ich: Es ist schade, dass du jemals hierhergekommen bist.«

Er sprach sehr entschlossen und streng, und doch spürte ich tief in meinem Herzen, dass er das aussprach, was er mir glauben machen wollte, nicht das, was er selbst glaubte.

Ich sagte nichts mehr, sondern ging in mein Schlafzimmer – nicht in das gefürchtete Ankleidezimmer – und lag wach. Ich lauschte und fieberte vor nervöser Angst, bis der Morgen anbrach.

Der Amme ging es besser, und sie konnte am nächsten Tag sprechen, wenn auch noch sehr schwach und nervös. Der Arzt verbot weitere Fragen. Alles, was man aus ihr herausbekommen konnte, war, dass etwas die Treppe hinaufgekommen und durch den Flur gelaufen war. Sie hatte draußen ein Gerangel gehört und dann war die Tür zum Kinderzimmer aufgegangen. Sie hatte das Gesicht einer Frau gesehen, die hereinschaute. Sie hatte böse funkelnde Augen und gelbes Haar, das »zum Geist gehörte«.

»Die Frau hatte einen schlimmen Albtraum – das ist alles, Helen«, konstatierte George, während er unbekümmert mit seiner Zeitung raschelte, als ich ihm die Geschichte erzählte, die ich gerade von den zitternden Lippen der armen Mary gehört hatte.

Das mag sein, aber warum waren sich alle einig darüber, was sie gesehen hatten? Warum sprachen sie alle von dem wirren blonden Haar und den böse funkelnden Augen? Spukte es in unserem Haus? War das der geheimnisvolle

Grund für die äußerst moderate Miete und die übertriebene Höflichkeit des Maklers? Die Amme gewann nicht wieder zu Kräften. Da sie in ihrem derzeitigen schwachen, hysterischen Zustand mehr schadete als nützte, schickte ich sie zur Erholung auf ihr Landgut und stellte vorübergehend eine andere an ihrer Stelle ein.

Die Neuankömmling war eine stämmige, kleine, fröhliche Frau von etwa vierzig Jahren. Ihr Gesicht gefiel mir auf Anhieb, denn neben ihrem lächelnden, ehrlichen Ausdruck strahlten ihre großen, festen Gesichtszüge eine ausgeprägte Charakterstärke aus. »Sie scheinen eine vernünftige Person zu sein«, sagte ich, als ich ihr im Kinderzimmer die ersten Anweisungen gab. »Ich glaube, ich kann mich auf Sie verlassen. Sie wissen, dass meine Kinderfrau wegen einer Krankheit gekündigt hat. Diese Krankheit wurde dadurch verursacht, dass sie sich vor einer Geistergeschichte erschreckt hat.«

Ich hielt inne, aber die Frau blieb ungerührt und hörte mir respektvoll und schweigend zu.

»Die Bediensteten unten haben sich so einen Unsinn in den Kopf gesetzt«, fuhr ich fort. »Sie werden versuchen, auch Sie zu erschrecken, und Ihnen erzählen, dass sie gesehen haben ...«

Ich konnte nicht weiterreden.

Ich konnte ihr unmöglich die Beschreibung dieses schattenhaften Bildes der Angst geben.

»Sie können mir keine Angst einjagen, gnädige Frau«, sagte meine neue Amme ruhig. »Ich habe keine Angst vor

Geistern.«

Ich dachte, sie scherze, und lächelte.

»Das habe ich wirklich nicht, gnädige Frau«, wiederholte sie. »Ich habe an Orten gelebt, an denen solche Dinge gesehen wurden, aber sie haben mir nie etwas angetan.«

»Sie wollen doch nicht ernsthaft an solchen Unsinn glauben?«, sagte ich und versuchte, scheinheilig und beiläufig zu sprechen.

»Oh doch, Ma'am, das tue ich! Ich könnte es nicht anders glauben«, erwiderte die Amme und öffnete ernst ihre Augen. »Ich kenne die Geschichte dieses Hauses, Ma'am.«

»Welche Geschichte?«, rief ich.

Die Frau errötete und sah verwirrt aus.

»Entschuldigen Sie bitte, Ma'am, aber was ist dran an den Gerüchten, dass man hier Geister gesehen hat?«

»Was sagen sie? Machen Sie mir keine Angst«, forderte ich, obwohl meine Stimme trotz meiner Bemühungen zitterte. »Ich habe nichts anderes gehört als das, was die Bediensteten gesagt haben.«

Die Amme sah sehr besorgt aus.

»Ich bin sehr dumm, gnädige Frau. Ich bitte um Verzeihung, dass ich Ihnen solche Geschichten erzähle. Ich wage zu behaupten, dass es nur Geschwätz müßiger Leute ist.«

Sie ging ihren Pflichten nach und ich ging nicht in mein Ankleidezimmer, sondern hinunter in den Salon. Dort saß ich am Fenster und schaute hinaus, bis mein Mann zurückkam.

Zwei oder drei Wochen vergingen ohne weitere Zwi-

schenfälle. Der Sommer hatte seine längsten Tage und seine heißeste Sonne erreicht; die fröhliche Jahreszeit hatte ihren Höhepunkt an Reichtum, Schönheit, Luxus, Extravaganz, Erfolg, Elend, Hoffnungen und Enttäuschungen überschritten. Anfangs hatte ich sie sehr genossen, aber bald wurde ich ihrer überdrüssig, da meine körperliche Kraft durch die ständige Aufregung, die späten Stunden, die heißen Räume, die schwere, parfümierte Atmosphäre, das Eis und die durchsichtigen Ballkleider nachließ.

»Arme Maid Marian«, sagte George, »sie sehnt sich nach ihren grünen, wilden Wäldern.«

Als ich jedoch den Rat des Arztes befolgte, den er in der Nacht der Erkrankung der Amme gerufen hatte und den wir beide sehr mochten, und ein ruhigeres Leben führte, konnte ich ruhige Unterhaltungen und meine Lieblingsopern recht gut genießen, auch wenn meine ehemals roten, brünetten Wangen traurig verblasst waren.

»Eine Einladung für uns, Helen, ich weiß es, und das ist Willesdens Handschrift.«

Es war ein schwüler Morgen Ende Juni. Ich fühlte mich müde und träge, und mit schlechter Laune riss ich den Umschlag auf, der neben dem Frühstückstablett lag.

»Ja, Colonel und Mrs. Willesden bitten um die Ehre – aber George, das ist für heute Abend!«

»Aber vorgestern geschrieben – irgendwie verspätet«, sagte George, der über meine Schulter mitlas. »Nun, Helen, was sagst du dazu? Es ist nur ein ruhiges, freundliches Abendessen, und ich mag Willesden sehr.«

»Nein, Liebes«, antwortete ich müde. »Du kannst hingehen und dich für mich entschuldigen. Ich habe genug von Dinnerpartys, und außerdem geht es George nicht gut.«

»Meine Liebe, dem kleinen Bengel geht es viel besser als dir«, antwortete George, während er mit erstaunlichem Genuss eine Sardine zerteilte. »Aber wie du willst, Nellie. Auf dem Sofatisch liegt Mudies letztes Werk. Vielleicht ist es besser, wenn du heute Abend zu Hause bleibst und dich mit dem Lesen vergnügst.«

Doch *Mudie's Last* konnte mich an diesem langen, ruhigen Abend weder interessieren noch unterhalten. Zunächst war ich George beim Anziehen herumgeeilt, bis er zwei weiße Krawatten ruiniert hatte. Dann hatte ich mit meinen Lieblingen gespielt, ihnen beim Beten zugehört und sie in den Schlaf gesungen. Schließlich hatte die Uhr acht geschlagen und durch die offenen Fenster wurden die Echos der Schritte in der heißen, staubigen Straße immer leiser. Nein, *Mudie's Last* war für mich ein Reinfall. Nach einem schwachen Versuch, ein kompliziertes Morceau de Salon zu üben, legte ich mich auf meine geliebte, mit Chintz bezogene Couch neben dem Fenster, um den Himmel und die Sterne zu betrachten, als sie kamen.

Das Haus war still wie ein Grab, abgesehen vom entfernten Geräusch einiger Stimmen von Bediensteten. Ich hatte Harriet und dem Hausmädchen einen Abend frei gegeben, begleitet und beschützt von Charles, dem ernstesten und dümmsten aller Butler. Zwischen ihm und meinem Dienstmädchen bestand eine zärtliche Beziehung, die durch die

Gunst der Öffentlichkeit seitens des Herrn und ein seidenes Hochzeitskleid seitens der Herrin an einem glücklichen Tag in der Zukunft vollendet werden sollte.

Entsprechend hatten sie sich in Schale geworfen und waren in ausgelassener Stimmung aufgebrochen. Zumindest hörte ich viel Kichern, das Rascheln von Bändern und Charles' würdevollen Cockney-Akzent, als er das Tor weit öffnete, um die Krinolinen der jungen Damen hindurchzulassen. Dann kehrte wieder Totenstille ein. Die Köchin und die Kinderfrau hatten sich in einem der Dachfenster niedergelassen, verglichen Notizen und unterhielten sich eifrig. Der gesamte untere Teil des Hauses war der Dunkelheit und mir überlassen.

Totenstille – und das *Ting, ting* der kleinen französischen Uhr auf dem Kaminsims markierte die halbe Stunde nach acht. Meine Güte, wie dunkel es wurde! Vermutlich war es dieser brodelnde Sturm, der mich so träge und unruhig gemacht hatte. Ich wünschte, er würde herunterkommen und die Luft abkühlen, aber nicht heute Nacht. Meine Güte, wie einsam es ist! Ich wünschte, George wäre zu Hause. Diese Frauen reden sehr laut. Ich frage mich, ob die Kinderermittlerin ... Hier wurde ich schläfrig und meine Augen schmerzten, als ich nach den Sternen suchte, die nicht gekommen waren.

Nach ein paar Minuten wachte ich wieder auf und meine mütterliche Sorge verwandelte sich in Empörung, als ich hörte, wie die Stimmen der Frauen lauter und schriller wurden und Türen heftig geöffnet und geschlossen wurden.

Was denkt sich die Kinderfrau nur? Sie werden die Kinder mit Sicherheit wecken. Georgie hat so lange gebraucht, um einzuschlafen. Mein kleiner Junge ist ganz fiebrig! Ich werde sie wirklich sehr deutlich zurechtweisen. Das musste ich bisher noch nie tun. Was denkt sie sich nur? Wieder herrscht Totenstille. Nun, das war einsam. Ich war geneigt, nach Licht zu klingeln und alle Brenner im Kronleuchter anzuschalten, um Gesellschaft zu haben. Dann fiel mir ein, dass in einer der Schubladen des Schreibpults in meiner Nähe Wachsstreichhölzer lagen. Ich beschloss, das Gas lieber selbst anzuzünden, anstatt die Bediensteten herunterzuholen. Aber ich wollte Gesellschaft. Es war so dunkel und trostlos und ich hatte Angst.

Angst, mich zu bewegen. Angst, von der Couch aufzustehen, auf der ich lag. Angst, zur Tür zu schauen! Eine betäubende, eisige Welle der Angst durchflutete meine Adern. Ich hatte Angst, Luft zu holen, Angst, einen Finger zu rühren. Es war, als würde ich in einem Albtraum übernatürlicher Schrecken gefangen sein. Schließlich sprang ich mit einer heftigen Anstrengung zum Klingelgriff, zog verzweifelt daran und schämte mich sofort zutiefst für meine kindische Feigheit, obwohl ich nichts dagegen tun konnte und sie mich so plötzlich wie unerwartet überwältigt hatte. Wie George mich ausgelacht hätte!

Da waren wieder diese Bediensteten, die wie zuvor herumstapften und mit den Türen schlugen.

Das war wirklich unerträglich. Die Köchin musste wieder einen ihrer Wutanfälle haben und sich dabei seltsam ver-

halten.

Als die streitenden Stimmen immer lauter wurden – offensichtlich in Form von gegenseitigen Schuldzuweisungen, obwohl ich kein Wort verstehen konnte –, stieg meine eigene Wut proportional an. In meiner empörten Sorge, dass meine Kinder durch dieses höchst ungebührliche Verhalten der Diener geweckt werden könnten, vergaß ich meine Einsamkeit und die Dunkelheit. Ich rannte hastig aus dem Zimmer und die breite Treppe hinauf.

Das schwache Licht des bewölkten Abendhimmels, das durch das gold- und purpurfarbene Glas der Wintergartentür noch gedämpft wurde, fiel von der ersten Treppenabsatzstufe herab. Als ich etwa auf halber Höhe angekommen war, entdeckte ich die kleine, stämmige Gestalt der Kinderfrau, die die Treppe hinunterstürmte – natürlich, um auf mein Klingeln zu reagieren, nahm ich an.

Unwillkürlich trat ich zur Seite, um nicht mit ihr zusammenzustoßen, als sie an mir vorbeirannte. Es war nicht die Amme. Und die Frau, die ihr in rasender Eile folgte und an mir vorbeirauschte, sodass der Luftzug ihrer flatternden Kleider eiskalt auf meine Stirn traf, wo der klamme Schweiß in großen Tropfen stand, war – war – gnädiger Himmel! Was war das für eine große Gestalt mit dem groben, zerzausten, gelben Haar, dem weißen Gesicht und den glitzernden, stahlblauen Augen, die mich einen schrecklichen Augenblick lang teuflisch anblitzte und dann verschwand? Verschwand sie wie die Verfolgten und Verfolger in den Schatten der weiten, hohen Halle, ohne dass ich

ein Geräusch von Stimmen oder Schritten hörte?

Ich hätte geschrien, wäre nicht alles in mir gelähmt gewesen. Ich konnte die Beweise meiner Sinne nicht anzweifeln. Hätte ich das tun können, hätte der kalte, unheimliche Schrecken, der meine Seele erschütterte, das unbestreitbare Zeugnis dafür geliefert, dass ich die Verkörperung des verborgenen Fluchs gesehen hatte, der auf diesem Haus lastete.

Ich stand da, starr und unbeweglich, als hätte mich dieser vernichtende Medusa-Blick tatsächlich in Stein verwandelt.

Es mögen nur wenige Minuten gewesen sein, doch mir kam es wie eine Ewigkeit voller Qualen vor. Plötzlich leuchtete das Licht einer hell brennenden Lampe vor mir auf und ich hörte die fröhliche Stimme der neuen Amme: »Kommen Sie, Köchin. Gott segne Sie, meine Liebe! Sie brauchen nicht nervös zu sein, dazu gibt es keinen Grund. Mrs. Russell, Ma'am, geht es Ihnen nicht gut, Ma'am?«

»Nein«, sagte ich schwach und taumelte auf die ausgestreckten Hände der Frau zu.

»Nicht dort unten, sondern oben zu den Kindern.«

Sie drehte sich um, wie ich es ihr gesagt hatte, und stützte mich die Treppe hinauf ins Kinderzimmer, während die Köchin dicht hinter mir herlief und leise Gebete murmelte.

Der Anblick der friedlich schlafenden Kleinen tat mir weit mehr gut als all die Essenzen, Reibungen und Aufschnürungen, die die beiden Frauen eifrig an mir vornahmen.

Ich sei plötzlich krank geworden, als ich die Treppe hinaufging, war die Erklärung, die ich gab. Ich merkte deut-

lich, dass die Köchin daran zweifelte, zumindest, solange ich ihr nicht den Grund nannte, den sie vermutete. Diesen wollte ich ihr aber selbst in meinem von Angst erfüllten Zustand nicht nennen. Auch der Kinderfrau erzählte ich nichts von dem, was geschehen war, aber ich hatte das Gefühl, dass sie es genauso gut wusste, als wäre sie die ganze Zeit an meiner Seite gewesen. Als George zurückkam, erzählte ich es ihm jedoch.

Obwohl er wegen mir besorgt und beunruhigt war, lehnte er meine Geschichte dieses Mal nicht ab.

»Wir müssen das Haus verlassen, George. Ich würde hier sehr bald sterben«, sagte ich.

»Ja, Helen, natürlich müssen wir gehen, wenn dich etwas so sehr beunruhigt und erschreckt. Auch wenn es absurd erscheint, durch so etwas aus dem eigenen Haus und Zuhause vertrieben zu werden. Es ist entweder ein Streich oder eine böswillige List, um den Wert des Anwesens zu mindern. Ich habe schon oft von solchen Dingen gehört.«

»George, es ist nichts dergleichen«, sagte ich ernst. »Du weißt, dass es nicht so ist.«

»Nein, das weiß ich nicht«, sagte George kurz und grimmig, während er seinen Revolverkoffer öffnete. »Und ich wünschte, ich wüsste es.«

Die Nacht verlief ruhig, zumindest für uns in unseren Autos. Als George am nächsten Morgen die üblichen Morgenbetet beendet hatte, blieben die Bediensteten, statt wie üblich ihrer Arbeit nachzugehen, an der Tür stehen. Charles stand mit überaus langem Gesicht etwas vor der Gruppe

und fungierte so als deren Sprecher.

»Bitte, Sir und Ma'am, wir wissen nicht, was wir tun sollen.«

»Warum? Geht und macht eure Arbeit«, erwiderte George, nervös an seinem Schnurrbart zupfend und mich unruhig anblickend.

Charles schüttelte langsam den Kopf. »Das ist unmöglich, Sir, unmöglich, Ma'am. Kein Christ, ganz zu schweigen von bescheidenen, aber respektablen Bediensteten, könnte das länger ertragen«, sagte Charles mit einer schwungvollen Geste, ohne sich der feinen Unterscheidung bewusst zu sein, die er gemacht hatte.

»Was ist denn los?«, fragte mein Mann.

»Geister, Sir – Gespenster, Sir – unreine Geister«, antwortete Charles mit ehrfürchtiger Stimme. Diese hallte in dem »Gütiger Gott!« der Köchin wider, die sich aus der Tür zurückzog. Dabei hielt sich die Hausmagd an einem ihrer weiten Ärmel fest und die Zofe am anderen.

Nur die neue Kinderfrau, die das Baby ruhig in ihren Armen wiegte, blieb unbeeindruckt.

»Welche Geschichten habt ihr denn jetzt wieder gehört?«, fragte ihr Herr mit einem leichten Lachen und gerunzelter Stirn.

»Keine Geschichten, Sir, sondern das, was wir mit unseren Augen gesehen, mit unseren Ohren gehört und mit unseren Herzen verstanden haben«, sprach Charles und versuchte erfolglos, die Heilige Schrift zu zitieren.

»Was war es, das letzte Nacht zwischen ein und zwei Uhr

durch die Flure lief, Sir? Was war es, das redete und schrie und rannte und jagte? Was war es, das gestern Abend die Herrin auf der Treppe erschreckte?»

Die ganze Meute wandte sich triumphierend an mich und wartete auf meine Aussage.

Ich fühlte mich sehr unwohl und sah wohl auch so aus, nachdem ich mich die Treppe hinuntergekämpft hatte, um zu verhindern, dass die Bediensteten eine weitere Bestätigung für ihre Vermutungen erhielten.

»Das geht Sie nichts an«, sagte George ernst. »Ihre Herrin ist von schwacher Gesundheit und hat sich den ganzen Tag unwohl gefühlt.«

»Darf ich bitte etwas sagen, Sir?«, fragte die Amme. Als ihr Herr zustimmend nickte, wandte sie sich mit einem freundlichen Lächeln an die verängstigte Gruppe.

»Sie haben keinen Grund, sich zu fürchten, Köchin, Mr. Charles oder irgendjemand von Ihnen«, sagte sie und wandte sich zuerst an den wichtigsten Bediensteten. »Überhaupt keinen. Ich bin nur eine Dienerin wie alle anderen, bin noch nicht so lange hier wie die anderen, aber ich finde, Sie sind sehr töricht, wenn Sie sich in einer guten Position verunsichern und sich selbst Angst machen. Sie brauchen nicht zu glauben, dass man Ihnen etwas antun wird. Fürchtet Gott und tut eure Pflicht, dann braucht ihr euch keine Sorgen zu machen, ihr armen, einsamen Seelen ...«

»Gütiger Gott! Wie Sie reden, Mrs. Hamley!«, meinte die Köchin empört.

»Ich habe sie mehr als einmal gesehen, Mrs. Cook, und sie

haben mir nie ein Haar gekrümmt. Und sie werden Ihnen auch nichts tun«, meinte die Amme.

»Nun gut«, sagte die Köchin, ging in die Halle und wurde von ihren Gefolgsleuten begleitet. »Ich werde zwar weder Königin Victoria noch Kaiserin von Russland, aber ich werde auch nicht hierbleiben, um mich zu Tode zu erschrecken und wie die arme Mary zu enden!«

»Bitte machen Sie zum Mittagessen bessere Omeletts als gestern, Köchin«, forderte George ruhig, obwohl er blass und zornig aussah. »Und überlassen Sie mir die Geister – ich werde mit ihnen abrechnen!«

Die Kinderfrau drehte sich schnell um, sah ihn ernst an und sagte leise: »Das würde ich nicht sagen, Sir – Gott bewahre.« Im nächsten Moment sang sie fröhlich, während sie die Kinder zu ihrem morgendlichen Bad trug.

George und ich sahen uns schweigend an.

»Ich wünschte, wir wären nie in dieses Haus gekommen, mein Lieber«, sagte ich.

»Das wünsche ich mir von ganzem Herzen, Helen«, antwortete er, »aber wir müssen es auf jeden Fall schaffen, die Saison hier zu überstehen. Es wäre zu absurd, wie verängstigte Hasen davonzulaufen, ganz zu schweigen von den Kosten und Mühen, die wir auf uns genommen haben.«

»Vielleicht können wir es ohne Verlust loswerden«, schlug ich vor. »Sprich mit dem Makler, George.«

»Ich habe mit ihm gesprochen«, antwortete er.

»Oh! Natürlich war er höflich und freundlich. Er bedauerte zutiefst, dass wir Grund zur Beanstandung hatten. So

etwas hatten noch keine anderen Mieter. Er war gerne bereit, alles zu tun, um dieses kleine Rätsel aufzuklären. Aber natürlich lachte er mich insgeheim aus.«

Wieder vergingen die Tage wie nach unseren früheren Befürchtungen und verlängerten sich zu Wochen in ungestörter Ruhe. George hatte viele geschäftliche Angelegenheiten zu regeln. Die Kinder sahen so rosig und gesund aus wie in ihrem Landhaus, weil sie ständig in den luftigen, angenehmen Parks spazieren gingen und spielten. Meine Gesundheit war nicht sehr gut, aber Dr. Winchester war der freundlichste und klügste aller ernstesten, vornehmen Ärzte. Also blieben wir bis August in London, was wir sehr genossen, und sprachen nur von einer mehrwöchigen Reise zur Isle of Man im September. Nur wegen meines Mannes wünschte ich mir eine Veränderung. Etwas schien seine Gesundheit seltsam zu beeinträchtigen, obwohl er sich nie über mehr als die übliche Müdigkeit und Unlust beklagte, die eine fröhliche Londoner Saison bei ihm hinterlassen konnte. Er war schlaflos, häufig deprimiert, nervös und reizbar. Dennoch erklärte er vehement, es gehe ihm gut, und schien fast verärgert, als ich ihn drängte, seine Geschäfte vorerst beiseitezulegen und die Stadt zu verlassen.

Er war zu einer großen Bergbauspekulation überredet worden und hatte außerdem einige wichtige finanzielle Angelegenheiten zu regeln, die mit der Mitgift seiner Schwester zusammenhingen und die er voraussichtlich um Weihnachten herum erledigen musste. Alles in allem hatte er also Grund, so erschöpft auszusehen, wie er es tat.

»Es wäre gut für ihn, London so bald wie möglich zu verlassen, Mrs. Russell«, schlug Dr. Winchester am Ende eines seiner angenehmen *Zwischenbesuche* vor. »Seine Nerven sind angeschlagen. Wir Männer werden fast genauso oft nervös wie die Damen, auch wenn wir das nicht so offen zugeben. Ein Riss in der Kette, wissen Sie – nichts weiter. Ein paar Wochen an der See oder in den Bergen werden ihn wieder ganz aufrichten.«

Und als ich mich an diesem Abend für das Abendessen anzog, beschloss ich, dass George ohne weitere Verzögerung die Meeres- oder Bergluft genießen sollte, sollten meine Bitten, Argumente und die Autorität einer Ehefrau zum ersten Mal in unserem Eheleben nicht versagen. Und natürlich beschloss ich ebenfalls, meine Bitten, Argumente und Autorität mit dem schönsten Kleid zu untermauern, das ich anziehen konnte. Ich kann nicht sagen, warum Ehefrauen – auch junge – ihr Äußeres vernachlässigen, wenn *nur der eigene Mann* anwesend ist. Das ist unklug, unpassend und lieblos. Und Männer und Ehemänner mögen keine Vernachlässigung, weder direkte noch implizite. Das können Sie mir glauben, meine Damen, egal ob jung, mittleren Alters oder alt.

»Ihr braunes Seidenkleid, gnädige Frau? Für das cremefarbene Grenadine-Kleid ist es heute Abend etwas zu kalt«, sprach Harriet, während sie in meinem Kleiderschrank raschelte.

»Nein, Harriet, ich will das braune Kleid nicht, ich habe es satt«, entgegnete ich. Hätte ich gesagt, dass ich Angst da-

vor habe, wäre ich der Wahrheit näher gekommen. Zufällig war es dieses Kleid, das ich bei den drei Gelegenheiten getragen hatte, als mich die seltsamen Vorkommnisse in diesem Haus erschreckt hatten. Ich hatte eine abergläubische Abneigung gegen dieses Kleid entwickelt. Harriet kleidete mich also in eine besonders charmante Demi-Toilette aus hellgelber Seidengrenadine und weißer Spitze. Ich fühlte mich wie eine überaus liebenswürdige und zärtliche kleine Ehefrau, als ich die Treppe hinunterging, um Georges Rückkehr zum Abendessen zu erwarten.

Ich saß nie allein in meinem hübschen Ankleidezimmer. Um ehrlich zu sein, mochte ich diesen Raum überhaupt nicht und nur aus Angst, George zu beunruhigen und zu verärgern, hatte ich ihn nicht schon am ersten Abend, den ich darin verbrachte, verschlossen.

Er kam zu spät zum Abendessen und ich war ziemlich schockiert, als ich sah, wie dünn und krank er im Gaslicht aussah. Sobald das Essen beendet war, überredete ich ihn mit Hilfe von ausgezeichnetem Kaffee und einer Menge Zärtlichkeiten zu seinem üblichen Lächeln und seiner guten Laune. Dann begann ich mit meiner Bitte, dass er um seiner selbst willen die Stadt verlassen möge.

Er hörte mir schweigend zu und sagte dann: »Sehr gut, Helen, wir werden gehen, sobald wir das Haus verkauft haben. Ich nehme an, du wirst nicht wieder hierher zurückkommen?«

»Oh nein, ich glaube nicht«, antwortete ich. »Wir werden den Winter in Hertfordshire verbringen, in unserem lieben

alten Haus, George.«

»Na gut«, sagte er müde. »Aber du musst wissen, Helen, dass ich nicht wegen dieser Sache gehe. Ich würde mein Haus kaum wegen gespenstischer oder körperlicher Erscheinungen oder Geräusche verlassen.«

Er war von der Couch aufgesprungen, gerötet und aufgeregt wie immer, wenn dieses Thema zur Sprache kam. Seine Augen glänzten so hell wie die Schwertscheide, die vor ihm an der Wand hing.

»Natürlich nicht, mein Liebster«, sprach ich beruhigend.

»Ich wünschte, ich könnte das Rätsel lösen«, fuhr er aufgeregter fort. »Ich würde jemanden dafür büßen lassen! Die Ruhe ist zerstört, die Leute sind verängstigt, die Bediensteten sind geflohen – als lebte man im Mittelalter mit einem verfluchten Totenbeschwörer als Nachbarn!«

»Oh, nun, das ist schon eine Weile her, und die Bediensteten haben ihre Angst überwunden. Bitte mach dir darüber keine Sorgen, lieber George.«

»Ach ja, du verstehst das nicht, egal«, murmelte er. »Aber ich werde konkrete Beweise haben, bevor ich dieses Haus verlasse, das habe ich mir geschworen!«

Er war nicht leicht aus der Fassung zu bringen, und ich war sowohl überrascht als auch beunruhigt, ihn jetzt so zu sehen – und das wegen einer so unbedeutenden Sache. Ich hatte fast geglaubt, er hätte die Angelegenheit vergessen, da wir sie stillschweigend nie wieder angesprochen hatten.

»Lass dich nicht beunruhigen, Helen. Das ist alles, was mich interessiert«, fuhr er fort und ging auf und ab.

»Ich bin fast verrückt geworden vor Sorge um dich. Ich hatte Angst, dass diese idiotischen Diener es schaffen könnten, dich an einem dunklen Abend zu Tode zu erschrecken. Feiglinge, jeder einzelne von ihnen. Aber ich will, dass jemand hierbleibt und Wache hält.« Er hielt plötzlich inne, lauschte, ging dann lautlos zur Tür, öffnete sie und lauschte erneut aufmerksam.

»George«, flüsterte ich.

Er beachtete mich nicht, sondern schloss schnell eine Schrankschublade auf, holte einen geladenen und gesicherten Sechs-Lauf-Revolver heraus, legte den Finger auf den Abzug und schlich leise zur Tür. Ich folgte ihm in den Flur.

Alles war still, und die Lampen im Flur und auf der Treppe brannten hell. Ich konnte mein eigenes Herz pochen hören, während ich dort stand und zusah. Plötzlich hörten wir beide schwere, schnelle Schritte, die scheinbar über uns waren. Dann hörten wir verwirrende Geräusche, als würden Menschen kämpfen, streiten und schluchzen. Dieser Lärm wurde immer lauter und klang mal nah, ohrenbetäubend nah, mal weit entfernt. Mal klang es über uns, mal neben uns, mal unter uns. Alles war ununterscheidbar, unbeschreiblich und unheimlich.

Dann kamen die eiligen Schritte immer näher. George biss die Zähne zusammen, sein Gesicht wurde starr und weiß vor Verzweiflung, und er sprang wie ein Tiger die Treppe hinauf.

All das war in weniger als der Hälfte der Zeit vorbei, die ich gebraucht hatte, um es zu erzählen. Während ich noch

atemlos und mit angestrengten Augen dastand, hatte George fast die letzte Stufe erreicht. Da sah ich, wie er rückwärts taumelte, den Revolver in der Hand erhoben.

Es gab einen Kampf, ein rauschendes, schwirrendes Geräusch, zwei Schüsse in schneller Folge, eine schwebende weiße Rauchwolke, durch die ich das wallende blonde Haar und die stahlblauen Augen nach unten blitzen sah. Dann ertönte ein Schrei – der schreckliche Schrei eines Mannes in Todesangst –, es folgte ein krachender Sturz, unter dem das Haus bis in seine Grundfesten erbebt. Ich sah den Körper meines Mannes vor der Tür zum Wintergarten liegen, wohin er rückwärts gestürzt war. Ob er tot oder sterbend war, wusste ich nicht.

Ich erinnere mich vage daran, meine eigene Stimme in qualvollen Schreien gehört zu haben, ebenso wie die Schreie der von Schrecken ergriffenen Bediensteten, die aus der Küche herbeieilten. Ich erinnere mich an das freundliche Gesicht meiner neuen Amme. Sie lief mutig hinunter, schickte jemanden zum Arzt und bat andere, ihr zu helfen. Sie trugen den bewusstlosen Mann, aus dessen geöffneten Lippen langsam Blut tropfte und das schneeweiße Leinenhemd mit großen Tropfen und Spritzern befleckte, in die Kammer. Dort legten sie ihn auf sein Bett. Ich, eine elende, rasende Frau, kniete neben ihm und betete unaufhörlich das Einzige, was mein Gehirn und meine Lippen hervorbringen konnten: »Gott, hilf mir!«

Ich erinnere mich an die Ankunft des Arztes, an sein ernstes Gesicht und seine leise, klare Stimme, als er mir Fragen

stellte. Dann wurde ein weiterer Arzt gerufen. Es gab leise, verängstigte Stimmen, erschrockene Gesichter, die mich musterten, und brennende Kerzen, die in den Luftströmungen der sich öffnenden und schließenden Türen flackerten. Ich erlebte lange Stunden der Nacht, das kalte, graue Morgenrauen, die herzerreißende Ungewissheit und die sprachlose, tränenlose, wortlose Qual. Die Sonne ging auf – herrlich wolkenlos und strahlend lächelnd, als gäbe es keinen Schatten des Todes über der müden Welt unter ihren Strahlen. Ich hörte das Urteil: »Es gab kaum Hoffnung.«

Aber Gott war uns gnädig, und mein Liebling starb nicht.

Mit fiebrigem Gehirn und zerbrochenen Gliedern lag er wochenlang da. Er lag da, während sich die dunklen Tore halb öffneten, um ihn zu empfangen. Er lag dort, als ich nicht mehr an seiner Seite wachen konnte, sondern erschöpft und leidend in einem anderen Zimmer lag. Ich wurde dort von freundlichen Verwandten und Freunden umsorgt. Aber schließlich, als die sanfte Sonne und die klare, frische Luft der milden, schattigen Oktobertage in das Krankenzimmer drangen, konnte George sich ankleiden. Er saß ein oder zwei Stunden lang zwischen den Kissen seines Sessels am Fenster.

Und dort saß er und sehnte sich danach, London zu verlassen.

»Helen, Liebling, ob schwach oder stark, ich muss gehen«, sagte er mit zitternder, unsicherer Stimme und mit unruhiger Sehnsucht in seinen verblassten Augen. »In diesem Haus werde ich nie wieder gesund.«

Und so fuhren wir einige Tage später, begleitet vom Arzt und zwei Ammen, in einer angenehmen Zugfahrt zu unserem lieben, schönen, friedlichen Zuhause in Hertfordshire.

George sprach nur ein einziges Mal über diese schreckliche Nacht, als Dr. Winchester uns die Geschichte von Clifford House erzählte.

Vor dreißig Jahren starb der Eigentümer und Mieter von Clifford House und hinterließ seinen beiden Töchtern seinen gesamten Besitz.

Er war ein schlechter Mensch gewesen, hatte ein wildes Leben geführt und war an einem durch Trunkenheit ausgelösten Anfall gestorben. Diese beiden Töchter, die inzwischen zu Frauen herangewachsen waren, erbten neben seinem unrechtmäßig erworbenen Gold auch seine böse Natur.

Sie waren nur Halbschwestern und galten ebenfalls als unehelich. Die ältere Schwester war eine große, kräftig gebaute Frau mit dichtem, grobem blondem Haar und strahlend blauen Augen. Sie wirkte männlich und war ebenso hinterhältig, eitel und dreist wie ihre jüngere Schwester, die ein molliges, dunkelhaariges, recht hübsches Mädchen war. Nach dem Tod ihres Vaters lebten sie mehrere Jahre lang mit ihren Dienern in diesem Haus. Ihr Leben war geprägt von Streit, Zank, Eifersucht und Groll aus verschiedenen Gründen. Die ältere Schwester versuchte, die jüngere zu tyrannisieren, die sich mit Betrug und hinterhältiger Selbstsucht revanchierte. Schließlich kam ein Liebhaber hinzu, für den sich die ältere Schwester begeisterte. Sie lieb-

te ihn leidenschaftlich und unbesonnen, wie es solchen wilden, ungezähmten Naturen eigen ist. Durch Lügen und tiefgreifende Hinterhältigkeit gewann die jüngere Schwester die unbeständige Zuneigung des Mannes von der großen, hartgesottenen, hochmütigen und leidenschaftlichen älteren Schwester.

Die ältere Frau bemerkte dies bald und es kam zu schrecklichen Szenen zwischen den beiden Schwestern. Die jüngere Schwester verspottete die ältere und die ältere Schwester verfluchte die jüngere.

Und schließlich, eines Nachts, nachdem es zu einem heftigeren Wortgefecht als sonst gekommen war, nachdem das dunkelhaarige Mädchen ihre Schwester mit Beleidigungen in Rage gebracht hatte und ihr plötzlich mitteilte, dass sie am nächsten Morgen das Haus verlassen wolle, um bis zu ihrer Hochzeit, die in einer Woche stattfinden sollte, bei einer Verwandten zu wohnen, wartete die gekränkte Frau, von diesem Moment an wie von einem Dämon besessen, in ihrem Ankleidezimmer, bis ihre Schwester hereinkam. Dann sprang sie auf sie zu und beide rangen schreiend und kämpfend miteinander, bis sie die Treppe erreichten. entkommen konnte. Sie stürmte die Treppe hinunter, verfolgt von ihrer Mörderin. Trotz ihrer verzweifelten Gegenwehr überwältigte sie diese und erwürgte sie mit ihren starken, grausamen, knochigen Händen, bis die junge Frau als entstellte, noch zuckende Leiche zu ihren Füßen lag.

Die Justizbeamten verhafteten die Mörderin wenige Stunden später, doch sie starb am zweiten Tag ihrer Haft durch

Selbstvergiftung.

Clifford House war danach viele Jahre lang verschlossen und still. Als ein unternehmungslustiger Vermieter es schließlich bewohnbar machte und wieder Mieter fand, stellte er fest, dass er sie nur wieder verlor.

Jahr für Jahr verging und sein übler Ruf verdunkelte sich mit seinem massiven Mauerwerk, denn niemand war zu finden, der diese von einem bleibenden Fluch heimgesuchte Behausung mit dem heiligen Namen und den Freuden eines Zuhauses weihen konnte.

»Ich habe mit dir nie davon gesprochen, Helen«, sagte George, »obwohl ich Dr. Winchester erzählt habe, dass ich von meinem ersten Abend an in diesem schrecklichen Haus ein gequältes Leben führte. Je mehr ich mich bemühte, den Beweisen meiner Sinne nicht zu glauben und dir dieses Wissen vorzuenthalten, desto unerträglicher wurde es. Ich hatte das Gefühl, verrückt zu werden. Ich wusste, dass ich heimgesucht wurde, aber bis zu dieser letzten Nacht hatte ich nie das gesehen, was ich Tag und Nacht zu sehen fürchtete. Und dann, Helen, als ich schoss und das teuflische Gesicht der Mörderin sah, ihre dämonischen Augen, die mich anstarrten, und die große, überirdische Gestalt, die auf mich zustürmte und die andere, sich windende Gestalt hinter sich herzog, ihre langen, sehnigen Finger, die sich um das krampfhaft verzerrte Gesicht legten, da wusste ich, dass es vorbei war. Hätte es neben mir einen brennenden Ofen gegeben, wäre ich wohl hineingestürzt, um diesem schrecklichen Anblick zu entkommen.«

Das ist nun schon Jahre her. Seitdem haben wir viele schöne Monate in der großen Metropole verbracht, doch unser Landhaus lieben wir am meisten. Wir sprechen jedoch nie über diese schreckliche Zeit, in der wir die Geschichte von Clifford House erfuhren.

ENDE